

Wiener Briefe.

Von Universitätsprofessor Dr. Heinrich
Kresschmahr.

Es war immer so eine Sache mit unserer Stadt Wien. Eine souveräne Stadt wie Hamburg und Nürnberg wurde sie nicht, und eine Reichshauptstadt wie Paris wurde auch nicht aus ihr. Einheitlichen Kulturtypus gewann sie der Geschichte nicht ab, blieb immer ein Doppelwesen zwischen Abend- und Morgenland. Man dürfte an das alte Venedig denken: zwei Städte der Daseinskunst und der Festesfreude, die den Ernst des Lebens nicht mißverstehen wollen und doch daran vorüberzuhorchen bedacht sind, an den Grenzen zweier Welten, zwei Fremdenstädte, in Formenlust und natürlicher Schönheit, zwei Verführerinnen. Aber unser Wien schloß sich nicht scheu ab wie unten die hochmütige Meerstadt und starb darum nicht ab wie diese. Den hereinflutenden fremden Anregungen,

fremdem Wesen, fremdem Volkstum offen, allzu offen, eine allzu willige Empfängerin, blieb es doch immer auch die große Umarmerin, deutsches Wesen bergend von ungewohnter Art, losend, schmeichelnd, lockend. Schilt der Deutsche, ihr Sohn, sie zürnend ein Capua der Geister, so großt der Slave bitter, daß die gleißende Schönheit dieser Delila seinem Volk so viel der besten Kraft abgezwungen habe. So wurde keine politische Individualität aus Wien wie die Hansestädte und Staltnerkommunen, aber um so mehr eine Kulturpersönlichkeit und in widerspruchreicher Rätsellülle ein Problem. „Sie muß es sich gefallen lassen,“ sagt Wilhelm Bauer, dem wir in Hofmannsthal's „Desterreichischer Bibliothek“ ein schönes Bändchen wohlausgewählter Wiener Briefe danken, „daß die Menschen, die in ihr Weichbild treten, sich mit ihrem Wesen auseinandersetzen.“ Die Stadt des Hofes und der Phäaken, der träumerischen Gemütsüberfülle und der verständigen Ernstigkeit, das einzig wirkliche und wahrhaftige Bollwerk gegen Osten, und die Stadt der Musik, Industrieemporium und waldumsäumte, weintaubumkränzte Landstadt, ist immer wieder das rechte Widerbild des österreichischen Wesens, das sich an die Stunde hingeben und doch sie mit dem „Wiener Auge“ sehen, in Kritik und Ironie sie meistern will. Es ist in ihr ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben, das auch aus den Worten derer herausklingt, die sie gesehen haben und denen allen sie ein Glaubensbekenntnis und zumeist dazu die Liebe abgewonnen hat.

In Renaissancezeiten, als den modernen Menschen Sinn und Verstand für die Schönheit von Landschaft und menschlicher Siedlung aufzugehen begann, schrieb Enea Silvio Piccolomini, der als lebensfroher Humanist begann und als großdenkender Papst verstarb, das erste dieser Bekenntnisse. Sein berühmter Wiener Brief aus dem Jahre vierzehnhundertachtunddreißig läßt das Bild einer wohllebigen Stadt vor uns erstehen mit hochgegiebelten Häusern, Malereien außen und innen, mit Glasfenstern, diesem damals

noch seltenen Luxus, mit Weinstellern so weit, daß sie ein Wien unter der Erde schienen, mit einer hohen Schule, wo sie freilich mehr silbenstechen und trinken als richtige Weisheit beirreiben, und mit allen Herrlichkeiten, die Gaumen und Magen erfreuen können. Mag der Bericht ein wenig nach Lust und Willfür aufgeputzt sein, wir dürfen uns seiner freuen und werden gewiß beklagen, daß es nach ihm so lang einsam an seinesgleichen blieb. Im achtzehnten Jahrhundert aber, da die Grenzfesten zur „Kaiserstadt“ aufgewachsen war, in einer Zeit, in der man gern Umschau hält, lernt und schwärmt, werden die Stimmen laut und zahlreich. Sie klagen, was dieser oder jener auch finden mag, zu einem Chor des Lobes zusammen. Die Lady Montague, die schriftstellernde Engländerin, Montesquien, der hochwohlgeborene Staatsphilosoph, Georg Forster, der Weltenbummler, stimmen dazu überein. Da lobt sich die Lady, mag sie auch manches auszusuchen haben, die Opern und Lustspiele, die reichen Möbel, die Pracht der Tafeln. In der Inneren Stadt sei es ja nicht gut leben, in den engen Straßen, den hohen Häusern, die da sind, als sei eine Stadt auf den Gipfel der andern getürmt, aber nichts Reizenderes als die Vorstädte. „Wenn es,“ schreibt sie genau vor zweihundert Jahren, „der Kaiser künlich fände, zuzugeben, daß die Tore der Stadt ausgehoben würden, um die Vorstadt mit ihr zu vereinigen, so würde er eine der größten und bestgebauten Städte von Europa haben.“ Bewegt sich der Verfasser des „Esprit des lois“ auf hohen Stelzen, anerkennt er huldvoll, daß Wien „zwei gebildete Männer besitzt, den Prinzen Eugen und den General Starhemberg“, und scheint ihm die Stirnseite des Belvedere „von schlechtem Geschmack“, er will doch eingestehen, die Stadt sei „in Wahrheit ein sehr schönes Ding“. Forster aber, der Vielgereifte, ruft es geradeheraus: „Das ist der Ort, der unter allen mich noch am meisten gefesselt hat. Für ein Herz wie das meinige, welches der Freude, mit Menschen zu leben, sie zu lieben und von ihnen geliebt zu werden, so offen ist, muß ic-